Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, — zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 6, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.

Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Strehlenerstraße 6.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Königgrätzerstraße 116.
Fernsprecher Amt VI Nr. 3596.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 368. **Dienstag** den 22. Juli 1902. **96. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* Leipzig, 22. Juli.

Der commandirende General Freiherr von der Goltz erörtert in dem demnächst erscheinenden Augustheste der „Deutschen Revue" die wichtige Frage: **Was können wir aus dem Boerenkriege lernen?** Auf rein militärischem Gebiete ergiebt sich ihm die heilsame Lehre, daß die Zahl im Kriege nicht von so unbedingt entscheidender Bedeutung ist, wie man es gerade in neuerer Zeit vielfach behauptet hat. Namentlich die große Ueberlegenheit der Engländer an Artillerie erwies sich in allen größeren Kämpfen wenig wirksam. von der Goltz folgert hieraus und aus der Wirkung einzelner, geschickt aufgestellter Boerengeschütze, daß die Gefahr, die in zu enger Aufstellung liegt, erheblich gewachsen ist, und daß die Vermehrung der Stückzahl anfängt, wirkungslos zu werden, wenn nicht zugleich der Raum wächst, in dem sie Verwendung finden kann. Der Kampf der Infanterie gegen Infanterie hat von Neuem gezeigt, wie stark die Vertheidigung gegenüber einem ausschließlich frontalen Angriff ist, und wieviel ein unerschrockener Vertheidiger in der Besetzung ausgedehnter Stellungen mit geringen Kräften sich herausnehmen darf, wenn er seiner Flanken sicher bleibt. Ferner ist in Transvaal auf das Drastischste zu Tage getreten, daß unter dem Geschoßregen moderner Waffen über offenes Gelände schutzlos vorzugehen bei aller Bravour ungeheuer schwer ist. Die Anwendung berittener Infanterie kann auch in europäischen Kriegen gelegentlich mit Vortheil stattfinden, wo es sich um Störung des Nachschubes und Beunruhigung der Besatzungen auf den Etappenlinien handelt. Lassen sich somit aus dem Boerenkriege Lehren auch für den europäischen Soldaten ziehen, so liegt doch das Wichtigste, was wir aus ihm lernen können und sollten, auf anderem Gebiete. Glühende, selbstbewußte Vaterlandsliebe hat die Boeren überhaupt befähigt, den Kampf für ihre Freiheit gegen die ungeheure Uebermacht aufzunehmen. In vollem Bewußtsein dessen, was man aufs Spiel setzte, wurde der Entschluß zum Kriege gefaßt. Welche Stärke die Boeren dabei in ihrem Gottvertrauen fanden, ist bekannt. Dem lebenden Geschlechte in Europa muß dieser unwiderlegliche Beweis von der realen Bedeutung idealer Güter, wie Glaube, Vaterland und Freiheit, zu Nutz und Frommen dienen. Nicht minder sichtbar ist der Werth einer einfachen, harten Lebensweise geworden; nur durch eine solche Schule können Männer erzogen werden, die einen Verzweiflungskampf jahrelang fortsetzen. Die Rückkehr zu einem primitiven Culturzustande, nur um kriegerisch tüchtiger zu werden, ist freilich nicht möglich. Nöthig aber ist es, dem verweichlichenden Einfluß unserer höheren Gesittung mit sicherem Bewußtsein des Zweckes entgegenzuarbeiten. In der gesammten Erziehung unserer männlichen Jugend soll sich das ausprägen, zumal im Dienste des Heeres. Die Fürsorge um das Wohlergehen und die Bequemlichkeit des Soldaten hat immer dort ihre Grenze zu finden, wo man sich sagen muß, daß ein Mehr im Feldleben sich nicht verwirklichen läßt. Vor allen Dingen dürfen die großen Anstrengungen nicht fehlen, die die Kräfte stählen und das Herz des Anfängers härten. Nie sollte die Scheu vor Verantwortung dazu führen, daß nothwendige Uebungen unterblieben, weil sie gefährlich für die Betheiligten sind. Nur die allgemeine Befolgung solcher Grundsätze vermag die hinreichende Anzahl an starken Charakteren heranzubilden, deren wir in einem künftigen Kriege bedürfen, wenn es uns nicht an tüchtigen Führern mangeln soll. In unserer Jugend liegt heute ein frischer Zug, der sie den Körper nicht über dem Bücherstudium vernachlässigen läßt; aber auffallender und bedauerlicher Weise hört der Deutsche im Allgemeinen viel zu früh mit der Pflege der körperlichen Ausbildung auf. Rüstigkeit und Frische, selbst der Wagemuth im Alter sind aber für uns von höchster Bedeutung, weil fast ausnahmslos an der Spitze unserer Truppen Befehlshaber stehen werden, die eine ansehnliche Zahl von Jahresringen angesetzt haben. von der Goltz lernt lieber von den Boeren, als von den Engländern, findet es aber mit Recht sehr thöricht, wenn man nicht untersuchen wollte, welchen Eigenschaften diese den schließlichen Erfolg verdanken. Da steht an erster Stelle eine entschlossene, auf große positive Ziele gerichtete Politik, die sich nicht am Lobe und der Erhaltung des status quo genügen läßt. Die leitenden Staatsmänner Englands haben den richtigen Moment zum Handeln erfaßt. Der amerikanisch-spanische Krieg wurde von ihnen klug benützt, um eine Störung der Kreise Englands von jener Seite her auszuschließen. Die Kriegsschiffe des festländischen Europa, in dem die großen Mächte durch gegenseitiges Mißtrauen sich die Waage halten, lag klar vor ihren Augen; von Rußland war wegen der Friedensliebe seines Herrschers nichts zu befürchten. Ein solcher Augenblick wäre in einem Jahrhundert vielleicht nicht wiedergekommen, und Chamberlain hat ihn nicht nur erkannt, sondern auch rücksichtslos benutzt. Das war moralisch nicht schön, aber staatsmännisch folgerichtig. Die englischen Minister sind ferner festgeblieben, als der erhoffte leichte Sieg ausblieb. Das war ihr Verdienst. Verdienst des englischen Volkes war es, daß es in seiner großen Mehrheit trotz der Mängel des Heerwesens und seiner Führung doch einmüthig beiden zur Seite stand. Dieser Patriotismus kann uns nicht minder zum Vorbilde dienen, als die männlichen und soldatischen Tugenden der Boeren. Wenn sie ungeachtet aller Tüchtigkeit vor dem Untergange nicht bewahrt blieben, so trägt die Hauptschuld daran der Umstand, daß ihre gesammte Kampfmethode allein auf die Vertheidigung berechnet war. Es fehlte das positive Ziel, die Vertreibung der englischen Herrschaft aus Südafrika. „Mit Bestimmtheit im's Auge gefaßt", meint von der Goltz, „hätte dies Ziel sie auch zu rechtzeitiger militärischer Offensive geführt, in der das Geheimniß des Sieges im Großen liegt."

Unter dem Titel **„Das protestantische und das katholische Deutschland"** veröffentlicht der Reichstagsabgeordnete L. Schrader (frs. Vg.) in der „Nation" einen Artikel, der im Anschluß an die Vorgänge in Baiern die confessionellen Verhältnisse bespricht, die sich in Deutschland entwickelt haben. Er führt aus:

„Das Hauptbestreben des Centrums ist heute, die Schule in die Hand zu bekommen. Der jetzt in Bayern geführte Kampf ist ein Stück des Kampfes um die Schule, den seiner Zeit Windthorst angekündigt hatte. Je mehr hier die Confessionalisirung fortschreitet, desto größer muß die Trennung auch unter den Erwachsenen werden; es wird auch von katholischer Seite das Mögliche gethan, um ihre Leute in katholischen Vereinen, Brüderschaften u. s. w. zusammen und frei von der Berührung mit Andersgläubigen zu halten. Immer mehr wird die deutsche Nation auf diesem Wege in zwei Nationen, eine katholische und eine evangelische, getheilt werden. Leider finden diese katholischen separatistischen Bestrebungen die Unterstützung der meisten protestantischen Kirchen, insonderheit der preußischen und der bayerischen. . . . Was man von Geistlichen noch verstehen mag, ist bei deutschen Staatsmännern schlechthin unverzeihlich. Deutschland ist nach der Zusammensetzung seiner Bevölkerung ein paritätischer Staat und wird es bleiben. Das Bestreben muß also dahin gehen, von Jugend auf die Deutschen an gegenseitige Toleranz zu gewöhnen, denn zumal bei der fortschreitenden Mischung der Bevölkerung müssen Angehörige der verschiedenen Confessionen fast allenthalben mit einander leben und arbeiten. Wie soll das aber möglich sein, wenn die Kinder nach der genau entgegengesetzten Richtung hin erzogen werden? Und wenn man, wie es ja die natürliche Folge ist, auch später die confessionelle Trennung möglichst aufrecht erhalten wird? . . . Alles wirkt zusammen, die Macht der katholischen Kirche in Deutschland zu stärken. Gehorsam beugen sich unsere Staatsmänner vor der geschlossenen Macht des Centrums in den Parlamenten, das Lob des Papstes ist für sie von höchstem Werth, es zu verdienen, geschieht viel. Gegen das Centrum zu kämpfen, gilt für aussichtslos, und es ist aussichtslos, so lange man nicht wagt, auf kirchlichem und auf staatlichem Gebiete das einzig wirksame Mittel anzuwenden: freiheitliche Politik und Anerkennung freier wissenschaftlicher Forschung und individueller Glaubensüberzeugung in der evangelischen Kirche. Damit läßt sich völlige Gleichberechtigung der katholischen Religion vereinigen; aber vor dem frischen Leben, vor einer Gestaltung der Staatseinrichtungen, welche jede Begünstigung von Absonderungsbestimmungen unmöglich macht, und vor einem lebendigen Protestantismus würde ein ungebührlicher Einfluß der katholischen Kirche nicht bestehen können. Alles weist auf die Nothwendigkeit einer solchen Politik hin. Die gegenwärtige Politik, welche sich mit Unrecht conservativ nennt, führt zu nichts weiter, als zu einer rücksichtslos geübten Herrschaft einseitiger Interessen und kirchlicher Einflüsse. . . . Aber der Moment wird kommen, in welchem auch ihnen nichts übrig bleibt, als den Kampf gegen Interessen- und Kirchenpolitik aufzunehmen. Der Kampf wird, je länger er hinausgeschoben wird, um so schwerer werden."

Das ist ganz hübsch gesagt, aber wir haben bisher nicht viel von einem entschlossenen Kampf der freisinnigen Parteien gegen den Ultramontanismus gemerkt; der figurirt nur noch auf ihren Parteiprogrammen, um die sich kein Mensch kümmert. Und mit der Toleranz allein wird Rom nicht zu besiegen sein.

In der „Westminster Gazette" erklärt „Diplomaticus", der zuerst die **englisch-italienische** Verständigung über den status quo im Mittelmeer bekannt gegeben hatte, er sei mit Lord Lansdowne's Mittheilungen im Oberhause unzufrieden. „Diplomaticus" behauptet wiederum, die französisch-italienische Entente verfolge eine der englisch-italienischen diametral entgegengesetzte Politik und fragt direct, ob Lansdowne in dieser Hinsicht irgend welche Zusicherungen erhalten habe. Lansdowne sagte: „Vom englisch-italienischen Einvernehmen sind wenigstens wir nie zurückgetreten". Die Worte „wenigstens wir" zeigen nun, bemerkt „Diplomaticus", daß Italien keinesfalls seine fortgesetzte Treue für dieses Einvernehmen erklärt hat, wenn es auch nicht ausdrücklich zurückgetreten ist, und daß Lansdowne selbst im Zweifel über Italiens Haltung ist. Dies ist eine Situation von großem Ernste, und sie wird durch die Versicherung, daß der Verkehr mit Italien seine alte Herzlichkeit besitze, nicht erleichtert. Italien sucht allenthalben die größtmöglichen Vortheile. Es ist jetzt darauf erpicht, unsere Verpflichtung zur Vertheidigung des status quo im Mittelmeer in seinem eigenen Interesse aufrecht zu erhalten, und verständigt sich gleichzeitig mit Frankreich, um denselben status quo zu unserem Nachtheil zu stören. „Diplomaticus" bezweifelt nicht, daß Lansdowne über den Ernst der Situation im Klaren ist, sowie darüber, daß die herzlichen Sympathien aller Engländer für Italien von letzterem nicht aufrichtig erwidert werden. Es seien auch gegen Lord Currie fortwährend Intriguen seitens der englandfeindlichen Elemente im Spiel gewesen, und wenn Lord Lansdowne seine Augen jetzt verschließe, geschehe dies, um Italien die Umkehr möglichst zu erleichtern.

In Santiago de Compostella wurde ein **spanischer katholischer Congreß** eröffnet, dessen Forderungen so übertrieben sind, daß selbst der Primas von Spanien und andere Bischöfe es vorzogen, der Versammlung fern zu bleiben, wogegen aber gewesene conservative Minister, wie Silvela, Ugarte, Vadillo, sich in die Congreßliste haben aufnehmen lassen. Der Congreß fordert alle Katholiken Spaniens auf, einen Angriffskrieg zur Förderung ihrer Interessen ins Werk zu setzen. Es wird nichts weniger verlangt, als die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes und die ausschließliche Berechtigung der Kirche auf die Leitung des Unterrichtes. Nebenher werden die Congregationen in Schutz genommen, wobei die Behauptung aufgestellt wird, daß deren Anzahl in Spanien „noch ungenügend" sei.

Deutsches Reich.

s. **Leipzig**, 22. Juli. (Die Buchdrucker und die Socialdemokratie.) Das Organ des Buchdruckerverbandes, der „Correspondent", übt an dem letzten Gewerkschaftscongresse in verschiedener Richtung eine ebenso scharfe, wie bezeichnende Kritik. Vor Allem richtet sich der Widerspruch des „Correspondenten" gegen die Erklärungen, die im Namen des Congresses von seinem Vorsitzenden Bömelburg abgegeben wurden. Dahin gehört zunächst betreffs der Maifeier die Erklärung, man habe es gewissermaßen als selbstverständlich betrachtet, daß die Beschlüsse der Parteitage der deutschen Socialdemokratie über diesen Punct für alle auf dem Boden der modernen Arbeiterbewegung stehenden Arbeiter maßgebend seien. Hiergegen macht der „Correspondent" geltend: „Indem Bömelburg damit den Gewerkschaften die Möglichkeit raubt, über die Maifeier selbstständig zu befinden, zwingt er den Gewerkschaften eine parteipolitische Demonstration auf." — Wie sehr das Buchdruckerorgan eine derartige Verletzung der Neutralität der Gewerkschaften perhorrescirt, geht aus der Art hervor, in der es Bömelburg's weitere Erklärung: „Die deutsche Gewerkschaftsbewegung und die deutsche Socialdemokratie sind eins", zurückweist. „Da Bömelburg", schreibt der „Correspondent", „auch noch davon sprach, daß „wir im nächsten Jahre abrechnen" werden (Reichstagswahl), braucht sich kein Gewerkschaftler zu wundern, wenn Gesellschaft und Regierung die gewerkvereinlichen Gegenwartsziele mit den Zukunftsbestre-

Feuilleton.

3]

Zwei Welten.

Roman von Arthur Sewett.

Nachdruck verboten.

Ja, er hätte zufrieden sein können, wenn er nur den eignen Vortheil, die eigne Annehmlichkeit im Auge gehabt hätte. Aber seinem weiter gerichteten Sinn fehlte eins, um in seinem Berufe wahrhaft glücklich zu sein. Es lag nicht an der Victoriaschule und ihrem Director. Er war ein vortrefflicher Pädagog. Es lag nicht einmal an der höheren Töchterschule als solcher, die mochte noch hingehen. Der Schaden schien ihm tiefer zu liegen. Er sah ihn in dem System der ganzen weiblichen Erziehung, von welcher die Ausbildung in der höheren Töchterschule nur einen Bruchtheil bildete und leider für so Viele das Ganze, das Einzige war — für das Leben! Wie Wenige, die nach der Schule wirklich weiter arbeiten. Doch nur die, welche die Nothwendigkeit dazu zwang, und dann eine verschwindende Zahl ernster Mädchen, die es von selber fühlten, wie wenig sie bis jetzt gelernt hatten.

Aber die meisten?

Er sah sie vor seinen Augen im Handumdrehen aus Kindern zu jungen Damen sich entwickeln. In der ersten Classe schon begannen sie sich zu fühlen, in der Selecta fühlten sie sich ganz erwachsen und fertig und wurden auch so behandelt. Aber weder die Ausbildung ihres Wissens noch die Tiefe ihres Charakters hielt mit dieser äußerlichen Entwickelung Schritt. Welch ein Widerspruch zwischen dem, was sie gewonnen zu haben glaubten und wirklich gewonnen hatten! Wenn sie von der Schule entlassen waren, dann war ihre Bildung zum großen Theil abgeschlossen. Mit ihrem angelernten Wissen, ihren unreifen Anschauungen traten sie in die Gesellschaft, in das Leben mit seinen gebietenden Anforderungen, wurden sie Gattinnen, Mütter gar!

Doctor Mollinar war in seinen Betrachtungen an dem Berliner Thor angelangt; er wollte eben in die große Promenadenstraße des neuen Stadttheils einbiegen — richtig! — da sprangen sie ihm wiederum in die Augen, diese Riesenbuchstaben auf rosa Papier, die er jetzt auf dem kurzen Wege bereits zum dritten Male hatte lesen müssen auf jeder möglichen Anschlagsäule, die er doch sonst nicht beachtete: „Circus Brutt-Wellhoff. Große brillante Eröffnungsvorstellung".

Und all die vielen Namen und Anpreisungen auf dem gewaltigen Zettel tanzten vor seinen Augen auf und nieder und verschwammen dann in Ehrerbietung vor einem, der nun aus dem rosa Papier herauszutreten schien und größer und größer ihm entgegenstarrte und dann ganz nahe an ihn herankam, wie ein Ungeheuer, das ihn narrte: „Miß Ellida auf ihrer Schimmelstute Diana, die größte Parforcereiterin des Continents".

Miß Ellida, die größte Parforcereiterin des Continents, deine zukünftige Schülerin! Du bringst es immer weiter in der Kunst der weiblichen Erziehung, wirft am Ende noch Specialist für Kunstreiterinnen werden, die auch ein bischen höhere Töchterschulenbildung haben möchten, murmelte er grimmig vor sich hin und bestieg, um heute etwas schneller an sein Ziel zu kommen, die electrische Straßenbahn.

Aber siehe, von allen Anschlagsäulen, an welchen die electrische Bahn vorüberflog, stieg der Name auf rosa Papier herab und tanzte und grüßte vor seinen Augen und „Miß Ellida, Miß Ellida", so klang es ihm entgegen aus dem wachsenden Winde, der durch die kahl gewordenen Bäume der großen Hauptstraße rauschte, aus dem Surren und Zischen des electrischen Wagens, der ihn bald ans Ziel führte.

„Guten Tag, Mutter!"

„Guten Tag, Fritz!"

Mutter und Sohn pflegten sich nie weitläufiger zu begrüßen. Es schien überhaupt zwischen Beiden wie ein schweigendes Abkommen, das jedes überflüssige Wort verpönte. Auch jetzt wurde Fritz nicht gefragt, wo er gewesen, was er gethan und gelassen habe. Die alte Frau, die im altmodischen Lehnstuhl an ihrem gewohnten Fensterplatz saß, wandte schwerfällig das Haupt und nickte dem Eintretenden zu. Dann vertiefte sie sich aufs Neue in die Abendzeitung, die eben angekommen war. Fritz aber trank seinen Kaffee und las dazu in einem Buche, das er sich mitgebracht hatte.

Das Zimmer, das Beiden zur gemeinsamen Eß- und Wohnstube diente, war sehr groß, aber es war zugleich behaglich, was große Zimmer nur selten sind. Seine Ausstattung war alt und einfach, eine besondere Sorgfalt war auf die weiten Wände verwandt worden, an denen fast zu viel Bilder angebracht waren. In einer Wandnische, dem alten Lehnstuhl der Matrone gegenüber, so daß sie es stets vor Augen hatte, hing eine Photographie in breitem schwarzen Rahmen; ein frischer Kranz von herbstlich gefärbtem Laub umgab sie. Sie stellte einen Geistlichen dar im Talare, die Bibel in den starken Händen haltend. Auf dem eckigen Gesicht mit den hohen Backenknochen lag weltentfremdete Askese; streng, richtend fast blickten die klugen Augen unter den buschigen Brauen herab, nur um den Mund, der mit den feingeschnittenen Lippen in dieses grobe Antlitz kaum zu passen schien, stahl sich ein leiser Zug von Schwärmerei. Aber auch diese Schwärmerei hatte etwas Herbes, Weltfeindliches. Das war der Mann, dem Frau Mollinar vierzig Jahre ihres Lebens gedient hatte, nicht wie ihrem Gatten, sondern wie ihrem Herrn, zu dem sie jetzt emporblickte wie zu einem Gotte, der Mann, dem zu Liebe sie ihr ganzes Wesen umgebildet hatte. Denn aus dem einst lebhaften, weltliebenden Mädchen war die schweigsame und strengdenkende Pfarrfrau geworden, die Mutter, die ihr einziges Kind von früher Jugend an genau nach dem Wesen und den Eigenthümlichkeiten ihres Mannes zu bilden suchte, die an diesem Sohne eins immer noch nicht verschmerzt hatte, daß er nicht ein Pastor geworden war, wie der selige Vater.

Aber Frau Mollinar war in der Schule ihres Mannes eine verständige Frau geworden. Dieser schmerzlichste Punct ihres Lebens war einmal zwischen ihr und dem Sohne berührt worden, vor zehn Jahren, als die Entscheidung noch möglich war, dann aber, als sich Fritz ruhig und bestimmt gegen ihren Vorschlag aussprach, nie wieder. Seitdem lebten Mutter und Sohn in einem einzigartigen Verhältniß. Er in Verehrung emporblickend zu der Mutter, deren treuer Cultus mit dem heimgegangenen Vater sie ihm nur um so ehrerbietiger erscheinen ließ, sie für ihn lebend und sorgend, ihm dienend, wie sie einst seinem Vater gedient hatte, wortkarg und ohne jedes Aufheben, aber mit derselben Aufopferung und Treue.

Die Dämmerung, die in dem Zimmer begonnen, als Fritz eingetreten war, hatte zugenommen. Die alte Therese, die bereits auf der Landpfarre in Wurow eine lange Reihe von Jahren gedient hatte, brachte die Lampe und einen Brief für die Pastorin, wie sie ihre Herrin immer noch nannte.

Frau Mollinar verließ ihren Platz am Fenster. Fritz stand auf und schob ihr schweigend ihren Lehnstuhl an den Tisch; dann las sie die Aufschrift ihres Briefes.

„Von Gabriele! Endlich einmal! Besinnst Du Dich noch auf sie?"

„Mutter, welche Frage!"

Und kaum war der Name genannt, da stieg vor seinen Augen ein Kindersbild empor aus ferner Jugendzeit: Gabriele Hellwig, die Tochter des Besitzers von Wurow, des Kirchenpatrons seines Vaters, der zugleich sein treuester Freund gewesen war.

Nach dem frühen Tode der Eltern war die kleine Waise in das Haus des Pastors Mollinar gekommen und dort Jahre lang wie das eigene Kind erzogen worden. Als Student und später als Candidat hatte er viel mit ihr gespielt und keinen Menschen so lieb gehabt, wie dieses Kind. Lebhaft stand sie jetzt in seiner Erinnerung, wenn sie die goldenen Locken um den Hals schüttelte, bis aus den Kinderlocken der Zopf des Backfisches wurde und Gabriele in die nahe Stadt zur Erziehung mußte.

Von da ab sah er sie nur noch, wenn sie einmal in ihren Ferien zusammen zu Hause waren; dann war der Vater gestorben, die Mutter hatte das Pfarrhaus verlassen und war in die Stadt gezogen, von Gabriele hatte er lange nichts mehr gesehen, nur selten einmal hatte die Mutter ihm einen Gruß aus ihrem Briefe bestellt. Welche Wege mochte sie gegangen sein, welche Bahnen ihre Entwickelung eingeschlagen haben?

Sie versprach so viel in ihrer kindlichen Frische und Ursprünglichkeit, wird sie es gehalten haben?

Er war seitdem nie wieder einem weiblichen Wesen näher getreten in seinem arbeitsreichen Leben, das dem Berufe gehörte und seiner alten Mutter.

Während er so seinen Gedanken nachhing, die in die Ferne sich verloren, hatte Frau Mollinar ihren Brief mit Aufmerksamkeit zu Ende gelesen. Jetzt legte sie ihn neben sich auf den Tisch und sandte einen nachdenklichen Blick zu ihrem Sohn hinüber.

„Fritz!"

„Mutter!"

„Gabriele schreibt mir eben, daß sie das Seminar durchgemacht hat, sie will sich nun weiterbilden, um Oberlehrerin zu werden."

Fritz zuckte geringschätzig die Achseln: „Eine gelehrte Frau!" sagte er trocken.

„Du bist doch sonst so sehr für die Weiterbildung der Mädchen."

„Gewiß, aber die gelehrten kann ich nicht vertragen, mit dem Seminar und eigenem Studium hätte sie allenfalls genug gehabt."

„Sie gedenkt hierher zu kommen. Sie will die Vorbereitungscurse für das Oberlehrerinnen-Examen besuchen. Sie fragt nach einer passenden Pension."

„Es giebt deren genug. Ich werde es Director Wöhrmann sagen."

„Noch nicht, sie fragt auch nur vorläufig an — es kann